



Friedrich Ani

M

Ein Tabor Süden Roman

DROEMER\*

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.droemer.de](http://www.droemer.de)



© 2013 Droemer Verlag  
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt  
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Umschlagabbildung: FinePic®, München  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-426-19953-4

2 4 5 3 1

First you dream, then you die.

*Cornell Woolrich*



# Erster Teil



**1** Am zehnten Todestag ihres Sohnes wurde Edith Liebergesell jäh bewusst, dass sie seit undenklichen Zeiten niemanden mehr in ihre Wohnung eingeladen hatte. Als sie auf der schwarzen Ledercouch saß und auf ihre Tränen wartete, entwischte ihr Blick dem vom Erinnern verdunkelten Verlies ihrer Augen und fiel auf das Ensemble der Stumpenkerzen, die nebeneinander auf dem niedrigen Bücherschrank standen, in Grün und Gelb und Rot und Weiß und Braun und Beige und Violett und Ocker. Vierzehn Kerzen, jede ungefähr zehn Zentimeter hoch, ohne Verzierung, alle mit weißen Dochten, alle aus dem einzigen Grund gekauft, den Gästen beim Essen und Trinken und Reden mit munterem Flackern Gesellschaft zu leisten.

Das war es, was Edith Liebergesell sich vorstellte, während sie mit dem gerahmten Foto in den Händen am Rand der Couch saß: dass da wie selbstverständlich Leute waren, die ohne elektrisches Licht eine Nähe teilten. Die rauchten oder auch nicht; die Singles waren oder echte Einzelgänger; die daheim eine Familie hatten oder einen Hund; die, wenn sie redeten, von Zuhörern umgeben waren und nicht von notgedrungenen Verstummten; die sich anschauten und an der Tür einander umarmten und beim Abräumen und Abspülen helfen wollten und keine Chance gegen den Willen der Gastgeberin hatten. Die eine Stille zurückließen, in der die Kerzen knisternd musizierten, weit nach Mitternacht, wenn die Weinreste schon in den Gläsern trockneten und die Speisereste auf den Tellern.

So hätte das alles sein können, sagte sie lautlos und fragte das Bild in ihren Händen, warum ihr erst heute auffiel, dass niemand da war außer ihr.

Dann Tränen. Das Zimmer versank vor ihren Augen, und als es wieder auftauchte, war vor den Fenstern und in der Wohnung stockdunkle Nacht. Edith Liebergesell wollte aufstehen, aber es gelang ihr nicht. Etwas – nicht ihr elendes Überge-

wicht, nicht der Schmerz, nicht die trostlose Stille, nicht die Angst vor dem Licht, das sie gleich anschalten musste – zwang sie auszuharren und das Foto nicht loszulassen. Etwas, das sie verblüffte, ließ sie den Kopf heben und zum Flur schauen, durch den Rahmen der ausgehängten Tür. Im Flur war alles schwarz. Und doch war etwas anders als sonst, etwas war nicht in der gewohnten Ordnung, etwas veranlasste Edith Liebergesell, noch weiter an den Rand der Couch zu rutschen und die Knie aneinanderzupressen und die Luft anzuhalten, bis sie einen lauten Seufzer von sich gab, der sie selbst erschreckte.

Das Foto glitt ihr aus den Händen und fiel aufs Parkett. Das Glas zersplitterte nicht. Sie bückte sich danach, ergriff es mit Daumen und Zeigefinger am Rahmen und hob es auf. Sie betrachtete das vertraute, verschattete Jungengesicht mit den schmalen, müden Augen und sah noch einmal zur Tür. Sie atmete mit offenem Mund tief ein, was wie ein Röcheln im Schlaf klang, und stand mit einem Ruck auf.

Das, was sie soeben noch niedergedrückt und verstört hatte, schien wie bei einer Explosion aus ihr herauszubrechen.

In diesem Augenblick zerschmetterte ein Gedanke alle anderen, loderte eine Empfindung in ihr auf, wobei sie keine Vorstellung davon hatte, wodurch diese entzündet worden sein mochte und der sie sich doch wehrlos hingab. Es ist passiert, dachte sie vom Herzen her. Heute ist es so weit, heute und von dieser Stunde an.

Zehn Jahre nach Ingmars Entführung und Ermordung stand Edith Liebergesell in ihrer Wohnung, beseelt von der Vorstellung, dass der Abschied von nun an kein blutiger Prozess mehr war, sondern eine Narbe, die zu ihr gehörte wie ihre Stimme. Sie war ein Teil ihrer Persönlichkeit. Ingmars Tod gehörte nicht länger dem Täter, sondern allein ihr, seiner Mutter. Beinahe hätte sie noch einmal angefangen zu weinen. Sie stellte das gerahmte Bild ins Regal zurück, drückte auf den

Lichtschalter neben der Tür und beschloss, die Kerzen anzuzünden, alle vierzehn, zehn für ihren Sohn, zwei für dessen Vater und zwei für sich. Bevor sie sie im Wohnzimmer, im Flur, in der Küche und im Badezimmer verteilte, rauchte sie bei weit geöffnetem Fenster eine Zigarette. Hätte sie wissen müssen, dass sie über die Ereignisse der Vergangenheit und die Echos ihrer Erinnerung keine Macht besaß, solange Ingmars Ermordung dem Täter bis heute eine Gegenwart erlaubte?

Das Beste an den Gesprächen mit seinem Vater war, dass er wusste, er könnte sie bis in alle Ewigkeit fortführen. Mit solchen Unterhaltungen in der flüchtigen Dämmerung oder der Schattenhaftigkeit eines Zimmers hatte er Erfahrung. Er lebte fast davon, wegen Martin Heuer. Seit so vielen Jahren, die nicht einmal doppelt zählten und ihm dennoch wie Jahrzehnte erschienen, besprach Tabor Süden mit seinem besten Freund die Dinge des Tages und lud das Gerümpel seiner Gedanken bei ihm ab. Mit wem hätte er auch reden sollen außer mit dem Menschen, dessen Nähe seine Heimstatt war seit jenem Tag, an dem seine Mutter starb? Seit jenem Tag, an dem sein Vater beschloss, eines Tages zu verschwinden, bis er drei Jahre später tatsächlich einen leeren Stuhl zurückließ, seine Lederjacke, einen unbegreiflichen Brief und die Küche ohne ein einziges Trostbrot.

Das war an einem Sonntag gewesen, zwei Tage vor Heiligabend. Obwohl Tabor schon sechzehn und geübt darin war, sich gegen die weißen Wände der Einsamkeit zu stemmen und keine Fragen mehr an seine tote Mutter, an Gott und die Madonna in der Kirche zu stellen – und stattdessen Gedichte las, Musik hörte und im Wald Bäume umarmte –, empfand er das Haus an jenem Nachmittag wie ein im schwarzen Weltall vergessenes Raumschiff.

Und als er nach draußen trat, sog die Finsternis ihn in einen Strudel aus Furcht und Zorn, in dem er womöglich jede Zu-

versicht verloren oder abgetötet hätte, wäre nicht sein bester Freund wie ein Engel mit Schnurrbart und Parka und einer Fluppe im Mund aus dem Nichts der Welt aufgetaucht. Ohne Umschweife scheuchte Martin ihn vom Seeufer weg und bugsierte ihn in die Alte Schmiede, wo Evi auch an Jugendliche Bier ausschenkte, besonders gern an Tabor, den sie sofort mit nach Hause genommen hätte, wäre sie nicht dreißig Jahre älter und mit einem gemeingefährlichen Blödmann verheiratet gewesen. Später tauchten zwei Streifenpolizisten auf, aber es ging ihnen nicht um den Jugendschutz in Gaststätten, sondern ums Abholen des Jungen, der von seiner Tante Lisbeth und seinem Onkel Willibald vermisst wurde. Bei den beiden sollte Tabor von nun an leben. Wenigstens das hatte sein Vater heimlich geregelt, wenn auch erst am Tag seines Verschwindens, wie Süden erfuhr.

Im Grunde wich Martin Heuer von Stund an nicht mehr von seiner Seite – bis zu jener Nacht, in der Martin in einen Müllcontainer in Berg am Laim kletterte, den Deckel schloss und sich mit seiner Heckler & Koch eine Kugel in den Kopf jagte. Die Sterne am Himmel hatten Martins schwarzen Schmerz jahrelang gespiegelt, und doch hatte Süden die Tat nicht verhindern können. Inzwischen hatte er akzeptiert, dass ihn keine Schuld traf – zumindest keine, die ihn hätte treffen sollen, wie Martin ihm unermüdlich aus dem Himmel versicherte.

Martin lag neben der Kolonialwarenhändlerswitwe Krescenzia Wohlgemuth auf dem Waldfriedhof im Kreis Zehntausender Toter und hörte, weil er keine Wahl hatte, Süden, der bis heute nach Vermissten und Verschwundenen suchte, geduldig zu.

Seit einiger Zeit redete Süden auch mit seinem Vater, der ein paar hundert Meter von Martins Grab entfernt lag. Allerdings wusste Süden nicht, wo genau die Asche seines Vaters beerdigt worden war, irgendwo drei Meter tief in der Erde, auf der Wiese der Anonymen, in einem der mit Erdreich

überdeckten Quader, deren Anordnung nur die Grabmacher kannten.

Nach seiner Rückkehr nach München – Süden hatte keine Vorstellung, wo in der Welt sein Vater sich all die Jahre herumgetrieben hatte –, verfügte Branko Süden in seinem Testament eine Feuerbestattung und die anonyme Beisetzung seiner Urne. Somit, dachte Süden, schloss sich der Kreis: Er würde nie erfahren, wo sein Vater gelebt hatte, und er würde nie erfahren, wo die Asche seines Leichnams verstreut worden war. Ein fremder Mann war gestorben, sein Vater. Dennoch redete Süden mit ihm wie mit einem Vertrauten, auf dessen Rücken er einmal galoppiert war, dessen Stimme ihn in den Schlaf gewiegt, dessen Elfmeter er gehalten hatte.

Dieses Reden war kein Gedankengetümmel, kein Murmeln mit halb geschlossenem Mund. Wenn Süden Zwiesprache mit seinem Vater hielt, nahm er keine Rücksicht auf verwirrte Friedhofsbesucher oder Krähen, die in Ruhe im Gras herumpicken wollten. Auf und ab gehend, manchmal wie aus Versehen mit einer Hand durch die Luft wedelnd, als würde er von den eigenen Worten mitgerissen, sprach er mit fester Stimme zur Erde. Er sprach auch zu den Sträuchern, den Buchen und Tannen, ins sinkende Licht – untermalt vom monotonen Rauschen der nahen Autobahn und vom Rufen der schwarzblauen Vögel, die vielleicht um ihre Stimmenhoheit fürchteten. Dann hob Süden den Kopf und sah ihnen zu, wie sie mit scheinbar schwerfälligem Flügelschlag ein Baumkrone-wechsele-dich-Spiel begannen, vielleicht mit dem Ziel, den Stillezerstörer abzulenken oder so lange zu nerven, bis er einsah, dass dieser Flecken Friedhof keine Bühne für zweibeinige Selbstdarsteller war.

Von Jugend an hielt Süden Krähen für Abgesandte der Unterwelt. Er war überzeugt, sie würden jedes Wort verstehen und nachts, wenn die Friedhofstore geschlossen waren, im roten Flackern der Kerzen den Gesang der Toten hören und

ihre Stimmen einstudieren, um damit tagsüber die Trauernden zu trösten oder sie auszulachen. Süden ließ sich nicht stören. Er redete hinauf zum Geäst oder beugte sich zu einer Krähe hinunter, die beflissen vor ihm herhüpfte, als wollte sie ihm den Weg zum Ausgang weisen.

Immer aber kehrte er zu der kleinen Mauer und den Büschen zurück. Dort hinterließen Angehörige in ihrer Ratlosigkeit Bilder und Geschenke, Figuren aus Holz oder Plastik, eingeschweißte Fotos der Verstorbenen, Kerzen und Blumensträuße. Grabschmuck für unsichtbare Gräber, Beschwörungsrituale in einem All aus Unverständnis.

Mehrere Male hatte Süden miterlebt, wie eine Frau ihre verstorbene Schwester beschimpfte, weil diese »sich einfach davongemacht« hätte, »ohne Rücksicht auf uns alle, und bei Nacht und Nebel in der Erde verscharrt wie ein Hund«. Und ein alter Mann schlug bis zur Erschöpfung mit seinem Krückstock auf die Erde ein, stieß Flüche und einen Namen aus, den Süden auf die Entfernung nicht verstand, und hörte nur auf, weil ein Hustenanfall ihn dazu zwang und er seinen Stock verlor, nach dem er sich mühsam bücken musste.

Von einem der in dunkles Grau gekleideten Grabmacher – Süden nannte sie nach wie vor Totengräber – hatte er erfahren, dass die Zahl der anonymen Beisetzungen stetig ansteige, mittlerweile seien es knapp neunhundert im Jahr. »Die Leut' wollen halt niemand zur Last fallen.«

Auch sein Vater, dachte Süden, wollte niemandem zur Last fallen, schon zu Lebzeiten nicht. Deswegen war Branko Süden damals verschwunden, weil er seinem Sohn seine innere Not nicht länger zumuten wollte. Und doch hatte er gerade durch sein Abtauchen in die Anonymität die Last ins Unermessliche gesteigert – zumindest zwei Jahre lang, bis Tabor achtzehn wurde und seine erste eigene Wohnung in der Stadt bezog, gemeinsam mit Martin, seinem Schwellenwächter.

Vorwürfe machte er seinem Vater schon lange nicht mehr.

Nur geredet hätte er gern mit ihm. Hätte ihm gern zugehört. Hätte gern etwas erfahren. Vater-Sohn-Sachen, sagte er zur Luft, zu seinen Schuhen, zur Krähe in der Nachbarschaft. Dabei wusste er aus seiner zwölfjährigen Erfahrung als Vermisstenfahnder bei der Kripo, dass die so beschworenen Vater-Sohn- oder Mutter-Tochter- und Kind-Familien- und Bruder-Schwester-Sachen meist Illusionen blieben, ausgelöst durch Tod oder Verschwinden, durch die Pflicht, das Leben in unverschuldeter Verlorenheit weiterführen zu müssen.

Sechzehn Jahre, dachte Süden, hätte er Zeit gehabt, mit seinem Vater zu sprechen. Sechzehn Jahre lebten sie beide unter einem Dach. Sechzehn Jahre lang passierte nichts anderes, als dass der Vater sein Schweigen dem Sohn vererbte und der Sohn dem Vater zu jedem Geburtstag einen Korb voller Nachsicht schenkte und beide einander umarmten. Nach dem Tod der Mutter wurde das Erbe des Vaters noch bedeutsamer, das Geschenk des Sohnes noch hingebungsvoller, und sie umarmten einander in neuer Nähe, die in Wahrheit nichts als ein Abgrund war. Sie wussten es beide, was also hätte Süden ihm vorwerfen sollen, auf der Wiese der Anonymen? Wo sonst hätte sein unbekannter Vater seine letzte Ruhestätte finden sollen?

Ein Mitbringsel hatte Süden bisher nicht dagelassen. Er wusste nicht, welches. Das einzige Foto, das er von seinem Vater besaß, würde er nicht hergeben. Außerdem – und darauf hatten seine katholische Erziehung und seine Karriere als Ministrant, Süden hatte es bis zum Lektor im Gottesdienst gebracht, seltsamerweise keinerlei Einfluss – misstraute er den meisten Friedhofsbesuchern. Sie klauten. Wer für die Allgemeinheit bestimmte Plastikgießkannen und mit Deckeln versehene Stumpenkerzen von fremden Gräbern mitgehen ließ, der bediente sich erst recht bei den Geschenken für die Anonymen. Und wenn er sich beim letzten Mal nicht

verschaut hatte, fehlten diesmal zwei Stoffelche und eine Kerze mit drei Dochten. Davon abgesehen, dachte Süden, erwartete sein Vater kein Geschenk.

Bevor er den Friedhof an diesem ersten Februar verließ, erzählte er noch ein wenig von seinem aktuellen Fall, einer mysteriösen Vermissung, die er für die Detektei Liebergesell aufzuklären hatte.

Der Geliebte – oder Lebensgefährtin? – der Journalistin Mia Bischof war angeblich seit mehr als einer Woche spurlos verschwunden. Ihrer Aussage zufolge hatte der vierundfünfzigjährige Taxifahrer am späten Sonntagnachmittag, 22. Januar, ihre Wohnung verlassen, um den Nachtdienst bei seinem Arbeitgeber anzutreten. Dieser jedoch erklärte, sein Mitarbeiter Siegfried Denning habe ihn angerufen und ihm mitgeteilt, er sei an Grippe erkrankt und nehme ein paar Tage frei, am Mittwoch oder Donnerstag würde er sich wieder melden. In der Detektei, wo sie vor zwei Tagen erschienen war, sagte Mia Bischof, sie habe Denning weder am Handy, das die ganze Zeit ausgeschaltet blieb, noch am Festnetz, an das kein Anrufbeantworter angeschlossen war, erreicht und ihn auch nicht zu Hause angetroffen. Zu seiner Wohnung in der Wilramstraße habe sie zwar keinen Schlüssel. Nachbarn hätten ihr aber gesagt, Denning längere Zeit nicht mehr gesehen zu haben. Die Polizei, erzählte Süden seinem Vater, riet ihr das Übliche: Geduld zu bewahren. Da nichts auf einen Suizid oder ein Verbrechen hindeute, nach aktuellem Stand also keine konkrete Gefahr für Leben oder körperliche Unversehrtheit bestehe, könnten die Polizisten nichts unternehmen. Das freie Bestimmungsrecht erlaube es jedem Bürger über achtzehn ohne Ankündigung wegzugehen, abzuhaufen, sich aus dem Staub zu machen.

Das brauchte Süden seinem Vater nicht näher zu erläutern. Branko Süden hatte entsprechend gehandelt.

Auf seine Fragen allerdings erhielt Süden keine befriedigen-

de Antwort, auch wenn eine der Krähen seinen Monolog beständig und wichtigtuertisch kommentierte. »Sie lügen alle«, rief Süden ihr zu. Damit meinte er Angehörige, Freunde, Arbeitskollegen, Geliebte, Lebensgefährtinnen, Eheleute. Das plötzliche Verschwinden eines Menschen öffnete nicht selten die Tapetentür zu einer Nebenwelt, die bisher sorgfältig verborgen gehalten wurde und in der jede Person, die nun behauptete, überrascht und erschrocken zu sein, seinen eigenen Winkel, seine mit ureigenem Herzensgerümpel vollgestopfte Truhe besaß.

Wann genau hatten Denning und Mia Bischof sich kennengelernt?, fragte Süden. Vor etwa einem Jahr, meinte die Journalistin. Dagegen war der Taxiunternehmer überzeugt, Denning habe seit mindestens zwei Jahren eine feste Beziehung. Warum hatte Mia bei aller Innigkeit keinen Schlüssel zu Dennings Wohnung? Weil er auch keinen zu ihrer Wohnung bekam? Warum nicht? War Denning wirklich selbstmordgefährdet, wie Mia in der Detektei angedeutet, den Polizisten jedoch verschwiegen hatte, weil sie sich »dafür geschämt« habe? Sie schämte sich, ging aber trotzdem auf ein Revier. Warum? Sie ging davon aus, die Polizei würde auf jeden Fall nach ihrem Freund suchen, weil er doch spurlos verschwunden war.

Naive Menschen, sagte Süden zu seinem Vater, dachten vielleicht so, aber eine aufgeklärte, kluge Journalistin wie die achtunddreißigjährige Mia Bischof? Würde eine Frau wie sie sich vor Polizisten wegen der Depressionen oder anderer seelischer Zustände ihres Partners schämen? Noch dazu, wo sie sich entschlossen hatte, nach Tagen des bangen Wartens die Polizei doch noch einzuschalten? Was stimmte nicht an ihrem Verhalten?

Oder bewertete Süden die Dinge falsch? Das war möglich und ihm als Kommissar schon passiert. Das oberste Gebot lautete, bei einer Vermisung nicht an einen vergleichbaren

Fall zu denken. Jede Geschichte eines Verschwundenen war einzigartig und hatte ihre ganz besonderen Ursachen und Zusammenhänge. Die Wahrheit lag oft tiefer unter der Erde als die Asche der Anonymen auf dem Waldfriedhof. Und so wie bei berechtigten Zweifeln an der Todesursache ein Gericht eine Exhumierung anordnen und ein Gerichtsmediziner anorganisches Gift noch in der Asche nachweisen konnte, so grub sich ein erfahrener Ermittler Schicht um Schicht zum Mittelpunkt der Welt hinter der Tapetenwand vor. Was er dort vorfand, stimmte fast nie mit dem überein, was er bereits kannte.

Früher hatte Süden jeden Fall mit größtmöglicher Intensität bearbeitet und war Teil jener geheimen Welt geworden, für deren Ausleuchtung er bezahlt wurde. Das, hatte er sich vorgenommen, wollte er nicht mehr.

Davon erzählte er seinem Vater heute zum ersten Mal. Nüchterner, gelassener, funktionaler wollte er von nun an auftreten und handeln, auch im Stillen, vor sich selbst. Das war, dachte er, zurückgekehrt zum luftigen Altar der kleinen Geschenke, kein bewusster Entschluss gewesen, eher eine Empfindung, die anfang, ihn zu leiten. Er war einverstanden. Eine ungewohnte Ruhe stieg in ihm auf, ein fast beschwingter Atem trug seine Worte über das Feld. Als er, wie bei jedem Abschied von seinem Vater, schon den Arm hob, um zu winken, hielt er inne und schaute den blätterlosen, grauen Strauch an, vor dem er stand. Der Strauch war leer, kein Anhänger, keine Christbaumkugel, kein Lichterkranz. Ohne darüber nachgedacht zu haben, zog Süden den Reißverschluss seiner Lederjacke auf und nahm die Halskette ab, die er trug, seit er dreizehn war. Ein indianischer Schamane hatte ihm das Lederband mit dem blauen Stein geschenkt. In den Stein war ein Adlermotiv geritzt. Bis heute hatte Süden keine Ahnung, woher sein Vater den Medizinmann oder dessen deutsche Freunde gekannt hatte. Sie waren nach Ame-

rika geflogen in der Hoffnung auf eine letzte Chance für die schwerkranke Mutter. Doch sie starb bald nach ihrer Rückkehr. Die Kette und die alte, mit Rentierleder bespannte Trommel aus Lärchenholz, die ihm der Indianer ebenfalls geschenkt hatte, bewahrte Süden trotzdem all die Jahre auf.

Jetzt baumelte das Amulett am trockenen Ast eines dünnen, vom Wind zerzausten Strauches, abseits der anderen Geschenke. Süden zog den Reißverschluss seiner Jacke zu, legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen. Er war viel länger auf dem Friedhof geblieben als geplant. Er musste sich beeilen. Seine Kollegin Patrizia wartete in der Detektei auf ihn, während sein Kollege Kreutzer den Auftrag ausführte, um den er ihn am Vormittag gebeten hatte. Im Moment waren sie nur zu dritt, weil die Chefin aus persönlichen Gründen von Montag bis Freitag freigenommen hatte.

Er würde sich nicht hetzen lassen. Er würde bedächtig einen Fuß vor den anderen setzen, ohne innere Nacktheit, gelassen, seinem Alter und seiner Erfahrung entsprechend.

Hätte er ahnen müssen, dass der Fall, von dem er seinem Vater erzählt hatte, ihn durch eine Tapetentür führen würde, hinter der seine Auslöschung bloß eine Frage der Zeit war?